

hat man ihn „Schwimmschnee“ genannt. Er entsteht so ähnlich wie der Kristallschnee durch Verdunstung von Körnchen alten Firnschnees und Wiedergefrieren des entstandenen Wasserdampfes zu schönen und großen Eiskristallen beim Sinken der Temperatur, also nicht etwa aus Schmelzwasser. Da eine Verdunstung in größerem Ausmaße nur möglich ist, wenn die Temperatur im Schnee möglichst hoch ist, ist es verständlich, daß Schwimmschnee besonders häufig in Bodennähe auftritt.

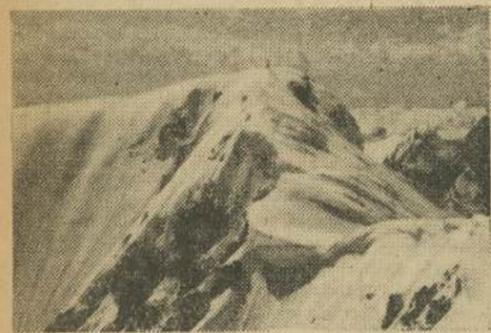
Durch diesen Verdunstungsvorgang werden reichlich Firnkörner zum Verschwinden gebracht, es entstehen daher zwischen den sich neu bildenden Eiskristallen Hohlräume, letztere liegen sehr locker, berühren sich vielfach nur mehr an Kanten und Ecken. Bei der leinsten Erschütterung fallen diese Hohlräume in sich zusammen und die Schwimmschneeschichte verliert ihren Zusammenhang mit den darüberliegenden Massen. Dieser Umstand und die große Beweglichkeit der einzelnen Teilchen des Schwimmschnees sind vielfach die Ursache von Lawinenunfällen; dies um so eher, da nach allgemeiner Ansicht keine solche Gefahr mehr besteht, wenn der Schnee sich gesetzt hat. Das Vorhandensein von Schwimmschnee verrät ein dumpfes „Wumm“, das von einer erdbebenartigen Erschütterung begleitet ist: Unter der Last hat sich der Schnee schlagartig gesetzt, wobei am Abriß unter dumpfem Geräusch Luft entweicht.

Tribschnee — Preßschnee

Eine wichtige Rolle bei der Veränderung des Bodenschnees spielt der Wind. Selten herrscht beim Schneien vollkommene Windstille, insbesondere im Gebirge. Und wenn schon, dann setzt nachher früher oder später Wind ein: Schon der Blick vom Tal aus zeigt nach dem Aufklaren das gewaltige Ausmaß des Schneetransportes durch den Wind in Form der mächtigen Windfahnen, die sich über Kämmen und Graten erheben. Er treibt den Schnee von der Wind- oder Luvseite weg und lagert ihn am Kamm in Form von Wächten, in noch größerer Menge auf der anderen Kammseite, im Windschatten oder der Leeseite, wieder ab. Je stärker der Wind, je lockerer und leichter der Schnee, je flacher und glatter die Windseite ist, um so größer sind die Tribschneemassen.

Die Wucht des Windes, die diese Schneeverfrachtung besorgt, verändert außerdem die Schneebestandteile: Flocken, Kristalle oder Firnkörner werden zerrieben, zerschlagen und zu feinstem Mehlschnee vermahlen. Am Ablagerungsort werden überdies die Schneepartikelchen fest zusammengepreßt, es entsteht Preßschnee. Er enthält weniger Luft, ist schwerer und läßt sich nicht so leicht verblasen. Diesem Schneetransport durch den Wind verdanken die verschiedensten Gebilde ihre Entstehung.

Schneewächten, vergleichbar den Sanddünen, entstehen schon im Tale hinter Hindernissen der verschiedensten Art. Viel gewaltiger sind die entsprechenden Gebilde auf den Bergkämmen, die Gratwächten. Sie sind um so mächtiger und werden um so weiter vorgebaut, je stärker der Wind und je flacher die Windseite



Schneewächten

ist. Stets werden sie gegen die steilere Flanke des Grates vorgebaut, können daher auf einem längeren Grat bald nach der einen, bald nach der anderen Seite dachartig vorspringen. Dieses Überhängen wird dadurch möglich, daß die Schneeteilchen miteinander verkitten, indem sie durch den Winddruck erst etwas anschmelzen, um nachher wieder zusammenzufrieren.

Was am Grat nicht hängen bleibt, sammelt sich unmittelbar dahinter am Hang und führt zu einer Übersteilung desselben, d. h. er wird an dieser Stelle noch steiler als er schon war. Diese „Gegenböschungen“ sind recht häufig Bildungsstätten von Lawinen.

Ist die Luvseite steil und kann infolgedessen wenig Schnee wegweht werden, preßt der Wind ihn nach kurzem Transport mehr oder minder fest gegen Rauigkeiten der Oberfläche. Auf diese Weise entstehen die gefürchteten Schneebretter, kenntlich an den bretterartig über- und durcheinander liegenden Schichten gepreßten Schnees und der Maserung oder Rippelung seiner Oberfläche. Die Verfestigung erfolgt auch hier durch Regalation, d. h. oberflächliches Anschmelzen der Schneeteilchen infolge der durch Winddruck erzeugten Reibung und nachträgliches Festfrieren. Liegen diese Schneebretter auf Firnschnee, so heben sie sich durch ihre kreideweisse Farbe von ihm ab.

Der Windharsch ist eine ganz ähnliche Bildung, nur fehlt ihm die Rippelung der Oberfläche, da er an Ort und Stelle durch Winddruck entsteht, also nicht herbeigewehter Schnee ist.

An sehr windausgesetzten Hängen, auf breiten Rücken und Jöchern trifft man oft den sogenannten Schuppenschnee: Die Oberfläche wird von sich teilweise überdeckenden Schuppen harten Schnees gebildet.

Diese Struktur ist ebenfalls eine Wirkung des Windes: Die leichter angreifbaren, weniger harten Schneeschichten werden entfernt, die härteren dadurch unterhöhlt, so daß sie wie Schuppen abstehen.

Fassen wir zusammen: Durch steten Wechsel von Wärme und Kälte, Verdunsten und Schmelzen, Auskristallisieren und Wiedergefrieren, der Windrichtung und -stärke entstehen die mannigfaltigsten Schneearten. Dr. H. Hohenegger

Der Isliizer

Von Fanny Wibmer-Pedit

Uralt ist die Mär, uralt und dennoch unvergessen.

Von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht wurde die Erinnerung wach gehalten, die es vom Hörensagen weitererzählten, sind längst verstummt. Die Mär vom ersten Menschen aus dem Iseltal aber lebt. Ein Gehöft, ein Bach, ein Tal hat von diesem ersten Siedler den Namen erhalten, der heute noch in aller Munde ist. Dieses Iseltal, von hohen Gebirgszügen bald eingeeignet, bald liebevoll umhegt, nimmt zu Füßen des Großenedigers seinen Anfang. Die Landschaft wechselt mit kleinen Sonnenparadiesen ahnungsvoller Nähe des nahen Südens und rauen Wetterwinkeln, die Schnee im Juni bis zur Talsohle herniedertreiben. Seit zweitausend und mehr Jahren mag sich daran wenig geändert haben. Die Wissenschaft konnte den genauen Zeitpunkt der ersten, menschlichen Besiedlung noch nicht endgültig feststellen. Die Sage aber weiß zu erzählen, daß der erste Mensch von Taufers herübergekommen sei. Über Jöcher und Hochalpen, einem tosenden Wildbach entlang, sei er in den Talkessel von Prägraten heruntergestiegen. War er auf der Suche oder auf der Flucht vor Menschen?

Dies weiß niemand mehr zu sagen. Es muß aber wohl Frühling gewesen sein, als das Eis barst und die Berge ihre Schneelast abwarfen und Bär und Wolf nicht mehr vor Hunger, aber in der ersten Brunst schweifend wurden und dem Menschen weniger gefährlich waren. Ein Jäger soll es gewesen sein, ein Mann in seinen besten Jahren, sonst hätte er sich doch nicht in die Wildnis eines von Menschen noch unbewohnten Tales hereingewagt. Dunkel drohte der Tann, ungerodet der Talboden, von Staudach und Wildwuchs bedrängt. Nur wo der Bach in Hochwetternot über das Ufer quoll, Bäume entwurzelt und Schlamm zurückließ, wuchs fettes, halbmansshohes Gras, köstliche Weide für Hirsch und Reh. Wildvögel stoben durch die Büsche. Im Felsgelände droben äste die Gemse und gefräßige Geier kreisten schreiend über den Klüften, wo sich ein Jungwild verstiegen oder zerfallen hatte. Hier hatte ein Jäger wohl zu jagen und zu leben.

Dort, wo heute noch der vielhundert Jahre alte Isliizerhof steht, sollte sich der Jäger eine Hütte erbaut haben. Wetterfest mußte sie sein, jedem Sturm gewachsen und ein Schutz vor reißenden Tieren.

Was mag der Jäger für Gerät gehabt haben zu solchem Werk, denn das Eisen war rar zu dieser Zeit für einen gewöhnlichen Mann. Dem Wild mag er wohl mit Steinschleudern und Schlingen an den Leib gerückt sein, wie mag er sich den Jagdschaft zurechtgerichtet haben, mit dem er die Gams aus der Wand stach? Warum verließ dieser Mensch die angestammte Heimat? Vertrieb ihn die Not, oder ein großer Sterb, oder lieblose Gesipps und Nachbarn? Oder rief ihn des Schicksals geheimnisvolle Stimme, damit er, als der Schöpfung williger Handlanger, in verlassenes Ödland ein Menschengeschlecht ins Leben rufe? Vielerlei wurde im Laufe der Zeiten an der alten Mär herumgedeutet, wie es geschah, daß aus dem einem, dem einsamen Jäger ein Talvolk entstanden ist. Was mich am schönsten dünkt von all dem Hörensagen her, will ich weiter erzählen:

Dies eine steht fest: Hat doch in der uralten Fabel von Adam und Eva, der Mann inbrünstlich nach der Gefährtin seines Lebens verlangt und sollte es dem Jäger in der Prägrat anders ergangen sein, und sollte Gottvater ihm weniger Gehör geschenkt haben, als einst dem einsamen Adam?

Auf Gamsgejaid ward er Jäger einst ausgezogen, als er die verirrte Hirtin traf, die einer verstiegenen Kalbin nachgegangen. Mensch und Tier waren gleich erschöpft und vertrauten sich blindlings ihrem Erreter an. Der Jäger brachte mit viel Geschick und seiner unverbrauchten Kraft albeide zu gleichem Handeln aus Tod und Gefahr. So kam er zu seiner Gesellin und einer trächtigen Kalbin, zu seinem ersten, hauseigenem Viehstand. Ganz und gar mir zugehört, mußte der Jäger glauben und glaubte es vom Herzen gern. Vorbei war die Einsamkeit und das oft so quälende Sinnen über ein nutzloses Beginnen, für sich allein zu leben. Aber es brauchte noch seine gute Weile, bis sich der Jäger der beiden erfreuen und sie wirklich zu eigen nennen konnte. Das erschöpfte Tier brauchte Pflege, um es wieder ordentlich auf die Füße zu bringen. Die Hirtin war noch jung und hart gehalten worden bei ihrem Bauern. Sie wünschte sich nicht mehr zurück und wollte lieber für tot gelten bei denen über dem Berge. Dem Jäger aber hatte sie sich auch nur in der ersten Not vertraut und wollte sich nun in dieser ersten Nacht nicht von ihrer Kalbin trennen. Der Jäger aber führte sie zu seinem Streulager hin und sagte, bei der Kalbin schlafe er selber, das stehe ihm besser zu. Er wollte sich's mit dem Nicken und dem dankbaren Blick genug sein lassen und sie nicht mehr mit Fragen bedrängen. Ja, er wollte die Hirtin schonen, so gut er es verstand und vermochte. Als die Sonne aufging, stieg sie aus dem Streulager und eilte zum Bach hinüber, wusch sich den Schlaf aus den Augen und strahlte ihr liches Haar mit einem beinernen, selber geschnittenen Kamm, den sie in ihrer Hirtentasche mitgetragen hatte. Dies war ihre ganze Habe, aber das gestrahlte Haar leuchtete in der Sonne wie pures Gold. Der Jäger sah dies und mehr und kam in eine rechte Bedrängnis. Von dort, wo er hergekommen, mochte er sich wohl schon manches Gute verschüttet haben und war vielleicht darum auch achtsamer, wie manch anderer es gewesen, wäre er in des Jägers Haut gesteckt. Waren sie einen Steinwurf weit auseinander, lächelte ihm die Hirtin zu, als freue sie sich seines Anblickes, ging er ihr entgegen, wurde sie scheu und blieb stumm. Wohl verstand eines die Sprache des andern, wenn sie auch verschiedene Mundart hatte, aber auch er begann mit Worten zu kargen, als er merkte, daß ein Blick, eine Handreichung ihr mehr sagte und in derselben Art vertrauensvoll erwidert wurde. Nächstelang sann er, wie dies alles nun weitergehen sollte und

schalt sich im stillen einen tölpischen Narren und konnte dennoch nicht anders tun, als er tat. Es war hohe Sommerzeit und er wußte einen kühlen Grund, wo der Holler schwarzglänzend herreife. Fruchtsschwere Büschel des süßen, kühlenden Labals legte er der Hirtin am Abend auf ein dreibeiniges Hockerlein vor das Streulager hin. Eine wilde Honigwabe hob er kühnlich aus dem wimmelnden Baumstrunk, brachte sie heim und füllte den säumigen Waldhonig in einen irdenen Topf. Aus einem Stück lärchenen Holz schabte er ein Schüsselchen aus. Gestrichen voll Honig stellte er zum andern Abend auch dieses der schlafenden Hirtin hin. Dafür wußte sie ihm am Morgen lieben Dank und stillte gern seine Neugier nach ihrem Namen. Hidula nannten sie das Dirndlein dort, wo sie hergekommen war und wie sie zu diesem Namen kam, wußte sie selber nicht. Sie war eines Knechts Kind, die Mutter habe sie nie gekannt und all ihre Zeit, so sie denken könne, hätte sie zwischen dem Vieh zugebracht, das sie hütete. Reden und beten und alles was sie könne, hätte sie eine alte Sennin gelehrt, an die denke sie oft. Als Hidula dies erzählte, rannen Tränen über ihr Angesicht. Da wuschte ihr der Jäger mit seiner Hand die Wangen trocken, er tat es wunder wie sacht, aber sie wurde rot und wandte sich ab und blieb wieder einen langen Tag lang stumm.

Nach des Jägers Namen tat Hidula nie eine Frage, es schien ihr gar nicht einzufallen und wenn sie ihn anredete oder rief, sagte sie ganz einfach „Du“. Er lernte sie das Wildbret braten und sie verstand es, würzige Kräuter zu sammeln



und zu dörren, Beeren zu trocknen und goldgelbe Pilzlinge auf der Glut zu rösten. Für die Kalbin hatte der Jäger einen Koter gezimmert, um sie zur Nachtzeit vor reißenden Tieren zu schützen. Dort hinein warf er sich auf seinen Streuschüttel und schlief beim werdenden Muttertier oder lag wach und sann dem einen und einzigen Ding nach. Immer wieder aber ersann er für Hidula etwas Neues, brachte ihr auch eine seltene Bergblume, die steckte sie sich ins Haar. Bunte, verlassene Vogeleier, gesprenkelte und bläulich graue; sie durchstach sie mit einem Walddorn und faßte sie an einem Schmelchhalm an. Nicht mehr im armen Hirtenkittel stand sie vor ihm, eine Blume im Haar, eine Schmuckkette um den Hals gelegt. Hidula schmückte sich, für wen? Dem Jäger wurde heiß vor heimlicher Lust. Nein, länger so zu leben, als ob man doch nicht lebte, war er nicht mehr gesonnen. An einem dieser Abende kam er spät heim und die Hirtin lag voller Bangnis wachend auf ihrer Streu. Was sollte mit ihr geschehen, wenn er sie allein zurückließ in dieser menschenleeren Wildnis. Sie konnte nicht mehr zurück zu ihrem harten Bauern, zur alten Sennin, zum Vieh, das sie einmal gehütet, und sie wollte auch nicht mehr zurück. Sie wollte beim Jäger bleiben, der ihr so viel Liebes tat, wie niemand noch auf der Welt, dem sie gehörte, mehr als sie dem Bauern gehört, den sie liebte, mehr als den Knecht, der ihr Vater war und sie nicht schützen konnte vor Not und Unrecht. Hoch stand der Mond und die Mitternacht mußte nahe sein. Der Jäger kam nicht mehr, lebte vielleicht gar nicht mehr, lag im Geschlachte irgendwo, oder hatte ihn ein Bär gerissen? Hidula war schon in Schmerz erstarrt, als sie endlich seinen Schritt hörte, und hätte aufzulaufen mögen und war dennoch verstummt vor Glück. Sie hörte ihn kommen, in die Hütte treten. Er tat sich behutsam um, als ob er im Glauben wär, sie schlafe. Und Hidula wagte nicht nach ihm zu rufen und sich, wie alles in ihr sie drängte, an seine Brust zu werfen. Er glaubte, sie schlafe und also hatte sie zu schlafen nach seinem Willen und Wunsch, wie sollte es anders sein. Hidula hielt den Atem und spürte, wie der Jäger vor ihrem Lager stand, etwas Schweres und wunderbarlich raschelndes auf das Hockerlein legte, sich eine ganze Weile stille verhielt, als ob er nach jenen vertrauten Atemzügen lauschen wollte, die sie, leid- und lustvoll verhielt. O ewige, ertümlische Verstellung des Weibes, geheimnisvolle Herztür der schamvoll begehrliehen Täuschung. Auch der Jäger ging vorbei, weil er meinte, es seien drei Riegel vorgeschoben. Nicht mehr so lautlos ging er aus der Hütte, zögernd zwischen Tür und Angel, hoffend, daß sie erwache. Aber jetzt tat Hidula einen tiefen, verschlafenen Atemzug und drehte sich zur Wand. Der Jäger warf sich drüben im Koter neben der Kalbin auf die Streu. Lang und still lag er da, sich selber verachtend, ganz gottverlassen.

Hidula aber hatte all ihr unerfülltes und unbestimmtes Verlangen nach dem gerichtet, was ihr der Jäger heute so spät zur Nacht auf den Hocker hingelegt hatte. Sie erhoffte sich viel Trost damit. Weil er nur heimgekommen war, es mochte noch lange so weitergehen. Sie griff in die pralle Hirtentasche hinein und erschrak in Freuden über die Fülle von Zirbelnüssen. Sie grabbelte mit gespreizten Fingern darin herum, wie ein vergnügtes Kind. Und dann erprobte sie ihre jungen, festen Zähne daran, Nüßlein um Nüßlein zerbiß sie und mußte an den Jäger denken, der drüben bei der Kalbin lag, allein, gleich ihr, aber ohne Labals. Nichts Liebes hatte sie ihm angetan den ganzen langen Tag. Er hatte an sie gedacht, die ganze Hirtentasche voll Nüßlein gebracht. Da mochte sie viele Abende Nüßlein knacken und immerzu allein, bis alle gegessen waren. Immerzu allein. Kann das so weitergehen, muß das so sein? Wilde Zweifel überfielen Hidula, ob dies das Rechte sei und ein heißes Begehren nach Trost, nach Zärtlichkeit, die vielen, vielen Nüßlein waren

daran schuld. Sie mußte laut aufweinen, warum nur, aber sie mußte... Mit jeder rinnenden Zähre kam sie sich noch verlassen vor, als ob der Jäger wirklich nicht mehr heimgekommen wär... Als er aber zur Hütte hereinkam und erschrocken frug, was ihr zuleide geschehen wär, wußte die gute Hidula nichts anderes zu sagen als:

„Ich kann die vielen Zirbelnüsse da ja nicht allein aufessen, du mußt mir helfen!“

Nichts lieberes hätte dem Jäger geschehen können, als dies zu tun. Wie junge Häher knackten sie an den Nüssen, schoben sich gegenseitig eins nach dem andern in den Mund. Keines irrte sich in der Dunkelheit, es fand Hand zu Hand und mählich Mund zu Mund...

Einen Katzensprung außer der Hütte drüben, rauschte und orgelte der Bach immer lauter, rauschte mit dem schönen, jungen Blut und erfüllte die ganze Welt des menscheninsamen Tales mit einem einzigen Jubelruf... Gottes Atem schuf einen neuen Menschen, ein neues Geschlecht, ein Talvolk.

Als der Jäger an der Seite Hidulas einschlief, wollte sie ihm noch ein aufgekacktes Zirbelnüßlein zwischen die Zähne schieben. Er aber verkniff den Mund, war satt wie nie noch im Leben und murmelte in schlaftrunkener Vergnüglichkeit: „Is lei du, is lei, — Isl. —“

Da mußte Hidula über diese letzte, verlorne Silbe heimlich lachen und schlief auch ein.

Als die beiden in der Frühe unterm ersten Sonnenstrahl drüben beim Bache standen sich den Schlaf aus den Augen zu waschen, mußte Hidula an die letzte Wortsilbe denken, die der Jäger vor dem Einschlafen ihr zugeflüstert hatte und sie rief, einem fröhlichen Einfall folgend: „Weißt du noch, was du gestern vor dem Einschlafen zu mir gesagt hast? „Is lei du, is lei... Isl.“ Isl, so nennen wir den Bach, unsern Bach! Isl!“

„Isl, sann der Jäger. Isl ist ein schöner Name, für so einen wilden Bach.“

Nun gab es für die beiden viele Arbeit.

Aus dem Koter der Kalbin mußte ein winterfester Stall werden, darin auch das Kälblein dann nicht frieren sollte. Sie dörren Gras in der Sonne, stockten es an die Stallwand und überdeckten alles mit Baumrinde. Wenn man es recht bedachte, war diese trachtige Kalbin eine rare Brautgabe. Der Bauer über dem Berg drüben hatte wohl schon beides verschmerzt, das schöne Stück Rind und die Hirtin. Der Jäger aber hatte beider Leben gerettet. Es gab kein Zurück mehr auf diesem Wege, er konnte Mensch und Vieh nur aus dem Gewand heraus, ins Tal herab bringen. Nein, er war sich somit keines Unrechts bewußt, es war ihnen alles recht und gut in die Hand gegeben worden vom Vater aller Dinge. Sie lobten Gott und wollten sich nun gern weiter helfen, denn zum Müßigsein war gewiß kein Mensch geboren worden. Ihrem Gehause nach, weil es am Ufer der Isl nun schon mit mehrererlei Gedäcker entstanden war, nannte der Jäger sich der Isliizer und das Tal sollte auch nach diesem Einfall seinen Namen tragen. Die beiden Menschen freuten sich all dessen, als wären sie eines großen Reiches Könige geworden.

Das Überwintern brachte wohl manche Beschwerde, Schneestürme und Kälte zu überwinden oft auch Gefahr. Es war kein schneereicher Winter und die Dächer von Hütte und Stall hatten keine allzugroße Last zu tragen, oder konnten mühelos befreit werden, daß der Herdrauch abzog und das Leben im Wohnraum behaglicher wurde. Der Isliizer hatte im Herbst noch viele Zirbelnüsse gesammelt, die sie dann in den Wintertagen auf den heißen Herdstainen überrosteten. Sie aufzubeißen und den feinen Geschmachten zu loben, gab viel Kurzweil ab. Seit Wochen stand im Stall draußen schon das Kälblein, begann bereits am Heu herumzuzupfen und jeden Morgen und Abend trug Hidula einen Napf Milch herein, von der der Jäger nichts trinken wollte und alles seiner Isliizerin zuschob. Die zwei Menschen gewahrten es nicht, daß sie eigentlich noch vieles entbehrten, sie waren zufrieden, was brauchte es mehr. Damit aber war nicht gesagt, daß sie nicht weiter trachteten und für das kommende Frühjahr Pläne schmiedeten und sich freuten, fest Hand anzulegen, daß sich alles verwirklichen konnte.

Als Hidula zur Maienzeit ein Knäblein bekam war der Jäger schon ein wirklicher Bauer geworden und nannte sich, am Wasser der Isel hausend nun mit Fug und Recht Isliizer. Nie fühlten sich die Isliizerleute allein und menschenverlassen, denn die Jahre gingen und Kinder kamen reichlich, geraden Wuchses und gesunden Sinnes. So wuchsen sie aus der aus Weiden geflochtenen Heide, daß an Stube und Kammer bald zu wenig wurde und der Älteste schon fest zugreifen mußte, das Gehöft zu erweitern und mehr Land zu roden.

Als die Söhne des Isliizer groß wurden und in die Jahre kamen, wo sie es inne wurden, daß es ihnen nicht so leicht gemacht war wie einst dem Vater, gingen sie über die Berge und schauten sich in anderen Tälern die Leute an. Was sie suchten, das fanden sie in nicht allzu langer Zeit und kehrten mit Braut und Brautgeld zurück.

Bis sich die Enkelkinder des Isliizer und der Hidula über die Angerzäune schlangen, hatte sich die einstige Hütte des Jägers zu einem gar stattlichem Gehöft ausgewachsen. Anderorts redete man schon von den Leuten im Iseltal, lobte ihren hohen Wuchs und ihr springlebendes Gebahren. Isliizer, der Jäger, und Hidula die Hirtin, segneten vor ihrem Hinscheiden noch ein weitverzweigtes Geschlecht von Söhnen und Sohnsöhnen, von Töchtern und Tochtermännern und deren Nachkommen. Sie alle waren aufgewachsen in Gottesfurcht u. Zufriedenheit, zu wagen, was zu wagen, und zu sagen, wie ihnen ums Herze war. Sie liebten das Tal, die Landschaft, der sie entstammten, die karge Scholle, die sie ernährte und der allein sie sich wieder anvertrauen wollten, gleich ihrem Ahn, dem ersten Menschen aus dem Iseltal, wenn ihre Tage zu Ende gingen.

Wenn heute ein Iseltaler Bursch in den Samstagsnächten seiner Herzliebsten süße Kramerwar und gezuckerten Brantwein bringt, so ist er vielleicht unbewußt aus jener Lebensschule des ersten seiner Talgenossen hervorgegangen, der es in guter Art und rechter Zucht bewiesen hat, daß nicht nur nehmen, sondern auch geben eine kleine Seligkeit bedeuten kann und daß man nie und nirgends mit der Türe ins Haus fallen sollt.